

Kein Leben im Museum

Andrea Hanna Hünninger erlebte die Nachwendezeit als Jugendliche in Weimar. Ein halbes Leben später kehrt sie mit offenen Augen zurück – in die Stadt der ständigen Umbrüche

B

„Bau dir deinen Cranach!“, fordert mich der Bildschirm auf. Sofort schwebt mir alles ganz klar vor Augen. Ich verstehe. So ist das also gemeint mit der Stadt und der Welt.

Ich bin zurück in Weimar, dort, wo ich vor 38 Jahren geboren und aufgewachsen bin. Zehn Jahre lang war ich nicht mehr hier. Mit 16 zog ich von zu Hause aus, mit 18 Jahren verließ ich die Stadt zum Studium.

Nun besuche ich die Ausstellung „Cranachs Bilderfluten“ in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Der Raum ist dunkel wie das Universum. Dunkel wie Geschichte. Und allein stehst du darin, als hättest du als Kosmonaut dein Raumschiff verloren.

Auf dem Bildschirm leuchtet eines der Kreuzigungsbilder von Lucas Cranach dem Jüngeren. Das Original hängt in der Stadtkirche St. Peter und Paul in Weimar, am Lutherplatz, dort, wo ich mich einmal auf dem Parkplatz von jemandem endgültig getrennt habe, ziemlich lautstark und völlig die Fassung verlierend. Es war Februar, es war Fasching und kalt. Ich war 17 Jahre alt und fragte mich, was das Leben eigentlich soll.

Jetzt stehe ich vor dem gekreuzigten Jesus. Rechts unter ihm drei Figuren: Johannes der Täufer, Martin Luther und der Maler selbst. Links unter ihm ein zweiter Jesus, der Auferstandene, der mit der Lanze den Tod erledigt, und ein Monster, das den Teufel darstellen soll. Auf dem Bildschirm sind Zitate wie „Die Erlösung führt in die Zukunft“, „Das Böse, das besiegt wird“ oder „Das Alte bleibt zurück“ zu lesen. Wie in Weimar üblich, geraten hier Zeit und Raum offenbar ziemlich durcheinander.

Ich verlasse die Bibliothek, vor der Tür ist es sonnig und warm. Auf einmal fällt mir der Spätsommertag vor knapp zwanzig Jahren ein, als ich vor einer Kneipe die letzten Sonnenstrahlen genoss, die sich am Abend in Feuer verwandelten. Vom Marktplatz aus sah ich die Flammen, die sich durch den Dachstuhl der Bibliothek fraßen. Hörte die Sirenen der vielen Feuerwehrautos, deren Löschwasser einen Gutteil der alten Bücher beschädigte. Die Fassade des historischen Bauwerks brach auf, und Reste uralter Notenblätter regneten wie aus einer Konfettikanone auf uns nieder. Wir standen da, eine schweigende, schockierte Menschentraube.

Als ich mich umschaue, sehe ich, dass nicht nur die Fassade gelb bemalt ist, sondern die ganze Stadt. Gelb soll ja beruhigen! Gab es deshalb nie nennens-

werte Aufstände in Weimar? Oder liegt es an der Geschichte der ehemaligen Residenzstadt, die jede Emotion gleich unter ihrer Unendlichkeit begräbt? In Weimar ist es so, dass, wo immer man steht und spricht, man dies unter den Augen all der vielen Dichter, Philosophen und Fürsten tut. Auch seine Fassung verliert man in Weimar eigentlich immer dort, wo man sie nicht verlieren sollte. Und wenn doch, dann bitte nur in Reimen.

Die Linie 6 nach Buchenwald („Das Böse, das besiegt wird“). Hier haben im Sommer 2022 Neonazis Bäume abgesägt, die zum Gedenken an die Opfer des Konzentrationslagers gepflanzt worden waren. Kulturstaatsministerin Claudia Roth musste eigens anreisen, um neue Setzlinge zu pflanzen. Auf dem Parkplatz vor dem Eingangstor halten Reisebusse. Touristinnen und Touristen steigen aus, fotografieren die Worte des Grauens, die über dem Tor zum Konzentrationslager stehen: „Jedem das Seine“. Sie fotografieren den Parkplatz, die Bäume und auch sich selbst vor dem Tor. Zu ihrem Guide sagen sie: „It's beautiful here!“ Der Appellplatz ist

Zu ihrem Guide sagen die Touristinnen und Touristen: „It's beautiful here!“

Spuren der Vergangenheit: In der Plattenbausiedlung Weimar-West ist die Autorin aufgewachsen, dahinter ragt der Turm der Gedenkstätte Buchenwald auf



Dichter auf Beton: Weimar setzt auf Auftragsgraffitis, um die Stadt und ihren Rand zu beleben

fast leer, ein paar Schulklassen stehen einsam herum. Ausgerechnet vor dem Krematorium steckt sich eine Lehrerin eine Zigarette an.

Erinnern und sehen, das ist sehr viel Arbeit in Weimar.

„Erlösung führt in die Zukunft!“ „Das Alte bleibt zurück!“ Nirgendwo wird das so deutlich wie in Weimar, der Stadt unterhalb von Buchenwald. Stadt des Adels, der Dichter, Hitlers Lieblingsstadt, Kulturschatz der DDR – Stadt der Intellektuellen. Ich spaziere über den Schlossplatz, vorbei am „Erlebnisportal Weimar“, laufe über den Marktplatz, streue kreuz und quer durch das neue „Quartier Weimarer Moderne“ mit dem Museum Neues Weimar. Die Schillerstraße nannten wir früher die „Eisstraße“, wegen ihrer vielen Eiscafé. Wenn ich jetzt nachzähle, komme ich immerhin auf zwei. Ich lasse mir ein Spaghettieis abfüllen und marschiere Richtung Bauhaus-Museum.

Das Bauhaus-Museum ist das neue Glanzstück Weimars. Strahlend behauptet es sich gegenüber dem düsteren „Gauforum“, das die Nazis hier hingestellt haben. Schon von weitem höre ich die knallenden Boards der Skater, die sich die Betonplatten-Arena vor dem Museum zu eigen gemacht haben. Vor 20 Jahren hätte man die Kids noch mit Polizei und Geschrei vom Platz und durch die Stadt gejagt, um ihnen ein Bußgeld zu verpassen. Heute habe ich das Gefühl, dass sie unbedingt die Plätze beleben sollen, weil es ja sonst keiner tut, weil die Häuser und Plätze in kleineren Städten immer leerer werden, immer stiller. Die Stadtväter und -mütter wollen hier alles richtig machen, das Alte zurücklassen. Jedes Geräusch scheint willkommen – und jedes Fleckchen Farbe: Überall sind Flächen mit großen Graffitis besprüht, die nicht etwa subversive Widerstandsaktionen einer wütenden, gelangweilten Jugend sind,

sondern Auftragsarbeiten, mit denen Weimar seinen Weg in die Moderne („Die Erlösung führt in die Zukunft!“) aufzeigen will. Oder wie Werber sagen würden: die neue Corporate Identity präsentieren.

Während ich vor dem Museum sitze, nimmt ein älteres Pärchen, vielleicht Rentner, neben mir Platz. Ein Skater brettert vorbei. Keine 20 Zentimeter vor unseren Füßen. Gespannt warte ich darauf, dass sich der Herr neben mir lautstark beschwert, die Frau zustimmend zischt.

Doch stattdessen höre ich ein amüsiertes Glucksen. Die Frau sagt, während sie die Füße in ihren orthopädischen Schuhen einzieht: „Naja, so ist das nun mal, ne Gerd?“

„Man will ja nicht in nem Museum leben“, sagt der Mann. „Da wär man ja gleich tot“, sagt die Frau.

Ich bin so verblüfft, als hätte der Gehstock des Mannes gerade das Rote Meer geteilt, und beginne eine kleine Plauderei. Ich erfahre, dass ich es mit echten Weimarnern zu tun habe: Über 60 Jahre lang leben die beiden schon in der Stadt, nicht weit entfernt vom Zentrum. Und nach den trüben Jahren der Neunziger, geben sie zu, sei die Stadt für ihren Geschmack sehr lebendig und frisch.

„Man will ja nicht die ganze Zeit in einem Grab neben Goethe leben“, erklärt die Frau.

Ich stimme zu – und muss plötzlich schnell aufs Klo. Augenblicklich werden Erinnerungen an alte Zeiten wach. Die Zeit des Umbruchs. Die Zeit der Verunsicherung, als wir lernten, dass man fürs Pinkeln zahlen muss.

Damals, Ende der Neunzigerjahre, ich war, sagen wir, 13 Jahre alt, lief von der Schule nach Hause und musste dringend, hatte aber kein Geld für die öffentliche Toilette dabei. Da sagte die Klofrau: „Wenn du kein Geld hast, kannst du die Toilette nicht benutzen. Da kann ja jeder kommen. Und wenn hier jeder machen würde, was er will, wo kämen wir da hin?“ Sie sah mich einen Moment

Die Schillerstraße nannten wir früher die „Eisstraße“, wegen ihrer vielen Eiscafé

lang sehr böse an. „Ich mache doch auch nicht einfach das, was ich will!“

Das war die Kohl-Ära für mich: Die Freiheit wurde vor der Toilette verhandelt, und sie kostete 50 Pfennig.

„Das Alte bleibt zurück“: Ich will in das Viertel, in dem ich aufgewachsen bin. Die Plattenbausiedlung von Weimar-West, von gut 8.000 Bewohnerinnen und Bewohnern Anfang der Neunzigerjahre auf heute zirka 5.000 geschrumpft. Ich bin gespannt, wie es hier jetzt aussieht. Wie es sich anfühlt. Ob ich Heimweh bekomme oder Ekel empfinde. Als ich aus dem Bus steige, auf dem schmalen Trampelpfad in das Innere der Siedlung vordringe, stehe ich in – Pardon! – blühenden Landschaften.

Überall wachsen Birken, die im Wind rascheln. In meiner ehemaligen Straße, der Prager Straße, wurde ein Basketballfeld gebaut, das orangefarben leuchtet und den Platz in ein romanti-

sches Dämmerlicht taucht. Ich sehe lächelnde Menschen. Ein Rentnerpärchen in fein gebügelter Garderobe mit ebenso glatt gebügeltem Dackel. Die Stille erinnert fast an einen Ferienclub, in dem Kinder verboten sind. Als aus dem nächsten Bus Kinder steigen, die lachen. Wo ist die Klärgrube geblieben, neben der damals das rostige Klettergerüst stand? Keine Ahnung. Ich stehe in einer anderen Welt. In einer Art paradisischer Version einer Trabantenstadt.

1994 brachten junge Parteigesandte der CDU über dieser Klärgrube, die nicht mehr da ist, ein riesiges Plakat mit einem noch größeren Gesicht von Helmut Kohl an, damit wir ihn als Kanzler wiederwählten. Es war, als hinge da unser großes schlechtes Gewissen. Seid dankbar, rief Helmut von dort herunter und lächelte wie ein glücklicher Saumagen. Eines Nachts hörten wir nach den Nachrichten ein Hämmern aus Richtung Klärgrube

Die Freiheit wurde vor der Toilette verhandelt, und sie kostete 50 Pfennig

und schlurften gelangweilt zum Fenster. Wir dachten, es wären wieder die Neonazis aus dem Jugendclub gegenüber, die nachts gern auf Leute warteten, um sie zu verprügeln. Ich sah den dicken Baggerfahrer Herrn Meyer auf einer Leiter stehen, die gegen das Wahlplakat gelehnt war. Er hatte ordentlich getankt und wackelte. Wir konnten nicht erkennen, was er da trieb. Am nächsten Morgen aber sahen wir, dass er Helmut Kohl dicke Tomaten vor die Augen genagelt hatte. Die rote Soße war allmählich heruntergetropft, es war ein entsetzlicher Anblick.

Später im Bus zum Bahnhof denke ich noch eine Weile über die Tomaten auf Kohls Augen nach. Da fahren wir an einem riesigen Parkplatz vorbei. Dort, in der Ettersburger Straße Ecke Rießnerstraße, stand früher das Verwaltungsgelände des VEB Spezialkombinats Wasserbau Weimar. Mein Vater hatte dort bis Anfang der Neunzigerjahre sein Büro. Das im April 1978 fertiggestellte Gebäude sollte die über die Stadt verteilten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Spezialkombinats konzentrieren. Es war ein breites, hohes Haus mit rot verspiegelten Fenstern, in meiner Erinnerung hatte es sehr große Ähnlichkeit mit dem Palast der Republik in Berlin. Weimarer nannten es „die Rote Tomate“. Nach dem Verkauf an Lidl wurde das Gebäude im Jahr 2000 kurzerhand abgerissen.

Wir waren dann aber auch sehr gern im Lidl einkaufen. Der Parkplatz war so schön groß. Weimarer sind einfach sehr praktisch veranlagt. Reißt man ein Haus ab, gewöhnt man sich schnell an den Verlust. Man setzt sich hin und guckt den Autos beim Parken oder den Skatern beim Herumspringen zu und denkt sich: Hauptsache nicht in einem Grab neben Goethe leben.

Andrea Hanna Hünigler, geboren in Weimar, studierte Geschichte und Philosophie. Ihr erstes Buch „Das Paradies – Meine Jugend nach der Mauer“ erschien 2011. Die Journalistin lebt in Regensburg.



Lidl als Erlösung? Früher stand hier das Gebäude des VEB Spezialkombinats Wasserbau

Foto unten: Axel Völcker